

Erleuchtungsgesichter waren ihm verhasst

Witold Gombrowicz hat in seinem nun neu übersetzten Roman „Ferdydurke“ die grotesksten Schulstunden der Weltliteratur geschaffen.

Manche Menschen träumen davon, dass sie wieder in der Schule sitzen und eine Prüfung ablegen müssen – und können es einfach nicht. Aus diesem Alpträumklassiker des Nichtkönnens aufzuwachen ist mit großer Erleichterung verbunden. Im Roman „Ferdydurke“ von Witold Gombrowicz, neben seinem berühmten Tagebuch das beste und temperamentvollste Werk dieses polnischen Klassikers der Moderne, gibt es jedoch kein Erwachen.

Der Schriftsteller Josi Kowalski ist gerade dreißig geworden, er hat mit dem Buch „Memoiren aus der Epoche des Reifens“ eine schöne Talentprobe abgegeben und sich den inneren „Rotzengel“ ausgetrieben. Da steht plötzlich die Kolossalgestalt des Gymnasialprofessors Pimko in seinem Zimmer. Umstandslos wird Josi zurückgestuft in die Spätpubertät und aufgefordert, mitzukommen in die Schule. Widerstand zwecklos: „Banal eingepaukert tripple ich neben einem Riesenpauker einher, der bloß plappert ‚Putt, putt, Hühnchen...‘“

In der Klasse erkennt zu seinem Entsetzen niemand Josis überlegenes Alter, vielmehr wird er sogleich als „Neuer“ involviert in die Kulturkämpfe zwischen den Coolen und den Kindlichen, an denen sich Professor Pimko als Jugendforscher ergötzt. Er provoziert die Schüler, indem er von ihrer Unschuld schwärmt, worauf die Jungens umso röhrender von Geschlechtsteilen faszeln, herumfluchen und ihre Vertrautheit mit der wirklichen Wirklichkeit zum Besten geben, was der pädagogische Mephisto nur umso bezaubernder und unschuldiger findet. Im Blick der anderen formt sich das Verhalten – eine Grundlehre von Gombrowicz.

Einige Schüler bilden allerdings prompt eine idealistische Gegenfraktion, zur Freude der Mütter, die das Schulhofgeschehen durch den Zaun beobachten. Die Auseinandersetzung zwischen den Knaben und den Kerlen eskaliert, wobei die Darstellung des Gezänks sich auch persiflierend aus dem Wortschatz der ideologischen Kämpfe der Dreißigerjahre bedient. Dann dürfen die Leser mit dem zwangverkleinerten Josi die vielleicht grotesksten Schulstunden der Weltliteratur erleben. In der ersten versucht der Literaturlehrer verzweifelt, bei den Schülern Begeisterung für klassische Lyrik zu entfachen; in der zweiten scheitert die Klasse fulminant am Lateinunterricht.

Für Gombrowicz ist alles Reife, Erwachsene „mit Kind durchsetzt“. Das dürfte heute, wo die Suche nach dem „inneren Kind“ zur therapeutischen Manie geworden ist, noch mehr ein-



Für manche hat das Grauen einen festen Ort. Witold Gombrowicz (unten) schildert die Rückkehr auf die Schulbank als einen einzigen Albtraum.

Fotos ddp, Ullstein



leuchten als im Erscheinungsjahr des Romans, 1938. Und wenn gegenwärtig viel Ehrgeiz darauf verwendet wird, „Zuschreibungen“ und „Stereotypen“ zu entlarven, dann darf Gombrowicz als virtuoser Pionier auch dieses Sports gefeiert werden: Die „Grundqual“ des Lebens sei „einzig und allein das Leiden, das aus der Beschränkung durch den anderen Menschen herrührt, daraus, dass wir uns ersticken und würgen lassen in der schmalen, engen, steifen Vorstellung, die der andere Mensch von uns hat“, heißt es in „Ferdydurke“.

Allerdings erkennt Gombrowicz das Stereotyp – das er „Phrase, Grimasse, Fresse“ nennt – eben auch dort, wo progressiv das Alte abgelehnt wird. Das zeigt der Mittelteil von „Ferdydurke“, der furios die lebensweltliche Moderne karikiert. Josi wird von Pimko bei der überaus liberalen, fortschrittsfreudigen Familie Jungiewicz einquartiert, um seine Verkleinerung noch weiterzutreiben. Der Vater ist Wissenschaftler, die Mutter Ingenieurin und Feministin, die Tochter eine einzige Versuchung des Jungseins: „Schon sah ich nichts mehr außer der Zaubersahel der neuzeitlichen Gymnasiastin, Sport, Gelenkigkeit, Hochmut, Waden, Beine, Wildheit, Dancing, Segelboot, Kajak.“ Von Liebe ergriffen, sinken Josis Chancen, jemals wieder seine Dreißigjährigkeit zurückzuerlangen. Schließlich gelingt es ihm, mit den Mitteln der Intrige und des Schadenszaubers den Untergang des Hauses Jungiewicz herbeizuführen.

Nach der Reifungsanstalt Schule und der urbanen Moderne gilt es noch die Sehnsucht nach dem Einfachen, Ursprünglichen, Unverbildeten zu erledigen. Das Zurück zur Natur landet im letzten Teil des Romans indes beim pol-

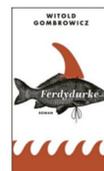
nischen Landadel, einer verkünstelten, hierarchisch geprägten Lebensform, die Gombrowicz mit besonderer Schärfe und Detailkenntnis aufs Korn nimmt, weil es sich um seine eigene Herkunftswelt handelt.

Ungeachtet der satirisch-realistischen Details sind die verschiedenen Lebensbereiche symbolische Arenen eines Ideenromans, der sich entlang des zentralen Gegensatzes von Reife und Unreife entzündet. Weil die Sprache dabei selbst ein Hauptkampfplatz ist, tut Gombrowicz alles, um den Stil eines gereiften Romanciers und das Lob der „Kulturanten“ zu vermeiden. „Tiefsinnsdiskussionen“ und „Erleuchtungsgesichter“ sind ihm verhasst. „Ferdydurke“ ist bestes literarisches Kabarett. Je mehr Klamauk und „Poppo“, desto mehr tiefere Bedeutung; je mehr Komik, desto mehr existenzieller Ernst.

Man könnte meinen, dass der Roman einiges von seiner polemischen Kraft eingebüßt hat, weil es Pauker wie Pimko doch längst nicht mehr gibt und die Ideale der „Reife“ obsolet geworden sind. Aber aus der zeitlichen Distanz wirken die Figuren noch fratzenhafter und grotesker; sie überzeugen als Allegorien. Und leicht ließe sich für die beflissene Zeitgeistigkeit der Familie Jungiewicz eine aktuelle Entsprechung finden. Mehr denn je erweist sich „Ferdydurke“ als Zerspiegel der Infantilgesellschaft.

Höchstes Lob verdient die Neuübersetzung von Rolf Fieguth. Sie reißt den Grauschleier der verdienstvollen, aber deutlich gealterten Übertragung Walter Tiels von dem Roman und lässt ihn in seiner schillernden Farbenpracht neu erstehen. Denn „Ferdydurke“ ist, wie die besten Werke der Moderne, im

Wesentlichen ein Sprachkunstwerk. Der Stil ist mehr als nur Medium; er ist die Sache selbst. Die furiose Alberheit des Buches, seine kontrastreichen Register des Sprachspiels und der Parodie, sein gestischer Witz, sein Übermut, sein Hass, sein unvergleichlicher Sound – das alles kommt nun endlich auch im Deutschen voll zur Geltung. Viele Umständlichkeiten werden beseitigt, und sei es nur, dass in der polnischen Provinz nicht mehr der „Weiß-nicht-was-ich-Bin mit dem Weiß-nicht-was-ich-Will“ herumgeht, sondern „Dödel mit Dämel über die Felder ziehen“. Die Neuübersetzung ist plastischer und klarer; Schülergesichter sind nun nicht mehr „wie gespickt und faschiert“, sondern „picklig und teigig“. Tempo und Dynamik sind gesteigert, etwa wenn eine Überschrift nicht mehr „Entfesselte Beinfreiheit und neues Ertappen“ lautet, sondern „Schwing das Bein und wieder drangekriegt“. Manchen Worten und Namen verleiht Fieguth mehr Pep, indem er sie dichter am polnischen Original belässt; so wird aus Schuldirektor „Federfuchser“ ein „Federfukski“, aus einem „Blässling“ ein Blasslak. Rolf Fieguth hat sich jahrzehntelang mit Gombrowicz beschäftigt. In diese kongeniale Neuübersetzung ist sein Herzblut geflossen. Man spürt es auf jeder Seite.



Witold Gombrowicz: „Ferdydurke“. Roman. Aus dem Polnischen von Rolf Fieguth. Mit einem Vorwort von Susan Sontag. Kampa Verlag, Zürich 2022. 368 S., geb., 25,- €.

Hitler, wer soll das sein?

Ortsumgebung: Andreas Maier auf Heimatsuche

Das Buchcover zeigt ein zerschnittenes Foto von Elvis Presley in der Uniform eines US-Soldaten, aufgenommen 1959 in Bad Nauheim, wo der damals schon berühmte Musiker während seines Militärdienstes bei der 3. US-Panzerdivision im nahen Friedberg wohnte. Der Icherzähler von Andreas Maiers neuem Roman „Die Heimat“ weiß zu berichten, dass seine Mutter den Star hin und wieder nach hinten über den Zaun des Nachbargrundstücks entkommen sah, während sich vor dem Haus eine Bad Nauheimer Mädchen-schar drängte.

„Die Heimat“ ist der neunte Band der autofiktionalen Serie „Ortsumgebung“, die Maier 2010 mit „Das Zimmer“ begonnen hat und insgesamt elf Bände umfasst



Andreas Maier: „Die Heimat“. Roman. Suhrkamp Verlag, Berlin 2023. 245 S., geb., 22,- €.

„Das Zimmer“ ist der Icherzähler noch ein Kind, doch im heimatlichen Friedberg wird der Autovekehr zunehmend dichter, und unter den im Stau Stehenden wird alsbald der Ruf nach einer Ortsumgebung laut. Im neuen Roman wird diese tatsächlich gebaut, und sie wird zum Bild nicht nur für den vermeintlichen Fortschritt und die Zerstörung der Wetterauer Landschaft, sondern auch für die Reproduktion des Gewesenen, in dessen schreibendem Vollzug der Icherzähler seine Heimat findet. Die nämlich sei „an einer Pissrinne“ geboren, heißt es gleich im ersten Satz, und an ebendieser Pissrinne endet der Roman auch, der den Erzähler an die Orte und zu den Gerüchen seiner Kindheit zurückführt.

Das Buch ist bisweilen drastisch, bisweilen sentimental, oft genug komisch und auch ein bisschen didaktisch. In jedem Fall aber beschreibt es Heimat als etwas Unheimliches. „Heimat“ ist in der Kindheit und Jugend des Erzählers ein Wort, das vor allem im Zusammenhang mit denen verwendet wird, die keine Heimat haben. Ebendieses Heimatlos setzt Maier, der sein Buch Edgar Reitz widmet, ein Denkmal: den „Heimatvertriebenen“, den „Gastarbeitern“, den „Ausländern“, an deren Gegenwart sich die Wetterauer zunehmend gewöhnen müssen. Nach 1989 sind es dann die Ostdeutschen, die ihre Heimat DDR verloren haben.

Wem er allerdings kein Denkmal setzen kann, das sind die jüdischen Bewohner der Stadt, die, so muss der Erzähler feststellen, in seinem Roman nicht mehr auftreten lassen kann, weil sie nicht mehr da sind und man noch nicht einmal über sie spricht. Heimat ist in Maiers Erzählung eine Landschaft des Verschweigens. Das kollektive Schweigen der Erwachsenen verunsichert die Jugendlichen und vermittelt ihnen das Gefühl, dass die Nazis eine Gruppe waren, „die von irgendwoher gekommen, ihr dämonisches Unheil angerichtet hatte, aber irgendeine konkrete Vorstellung, worum es sich handeln konnte, war nicht vorhanden“.

Dass unter der bundesrepublikanischen Friedhofsruhe Ungeheuerliches gärt, wird in diesem geradezu körperlich spürbar, zum Beispiel wenn in der Schule der Dokumentarfilm über die deutschen Konzentrationslager „Nacht und Nebel“ gezeigt wird, in dem Hut tragende Deutsche gezwungen werden, die Leichenberge der Nazis anzuschauen, und sie sich dabei Taschentücher vor die Nase halten, um sich gegen den Leichengestank zu schützen. Eine andere Beunruhigung unter den Erwachsenen stellt die Ankündigung der Fernsehserie „Holocaust“ dar. Auch die verunglückte Rede des Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger im November 1988 löst ein gesellschaftliches Knistern aus.

Es sind diverse Dämonen, von denen die bundesdeutsche Normalität heimgesucht wird. Einer, der allgegenwärtig ist und dessen Name besser nicht genannt wird, ist Adolf Hitler. Er tritt in vielerlei Gestalt auf: als Chaplins großer Diktator, als von den Jugendlichen parodierter Hitlergruß und lustvoll gerolltes R („Blitzkrieg“), in Joachim Fests Dokumentarfilm „Hitler – Eine Karriere“, in Gestalt von Bruno Ganz als Hitlerdarsteller in „Der Untergang“ oder in Walter Moers’ Bonker-Version. Aber auch Holger Meins und Andreas Baader sind „Teufel auf Erden“, wie den Heranwachsenden vermittelt wird.

Bei so viel Fremdheit in der Heimat ist es nur stimmig und eine gelungene Schlusspointe, wenn sich im Epilog die Fremdarbeiter, die an der Ortsumgebung bauen, über den Icherzähler als Repräsentanten dieser seltsamen Deutschen unterhalten. Dessen Frage, wie er wohl über die Baustelle kommt, weil er früher zu Fuß nach Ockstadt möchte, versteht sie nicht – und er wiederum missversteht ihre Handbewegungen, mit denen sie ihn zu verschuechen suchen, als einander widersprechende Richtungsanzeigen. Während die Arbeiter ihre Arbeit wieder aufnehmen, verschwindet der Erzähler desorientiert im Wetterauer Landschaftsbild. MARTINA WAGNER-EGELHAFF

Gewalterfahrungen gehören in diesem Land zum Alltag

Wenn Diplomatie und Dialog versagen: Natalie Amiri und Düzen Tekkal versammeln die Geschichten von fünfzehn Frauen aus Iran

Als Nazanin Boniadi zwölf Jahre alt war, flog sie mit ihren Eltern von Großbritannien nach Iran, um ihre Familie zu besuchen. Während des Aufenthalts war sie gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrem Onkel unterwegs, als Mäner einer paramilitärischen Miliz sie anhielten und eine Heiratsurkunde verlangten – für die angenommene Ehe zwischen ihr und ihrem Onkel. Auf die Zurechtweisung von Boniadis Mutter drohten die Milizionäre, die Tochter einzusperrern.

Ghazal Abdollahi wurde 2015 nahe ihrer Teheraner Universität verhaftet, weil ihr Hijab falsch gegessen haben soll. Sie sollte in einen Van einsteigen, musste ihren Ausweis abgeben. Sie wurde von der Universität verwiesen. Zurück blieben „Demütigung, Angst und Hass“, schreibt sie. Auch Ani, die anonym bleiben möchte, wurde in Teheran von der Sittenpolizei festgenommen, geschlagen und beschimpft. Masih Alinejad wünschte sich als Kind, ein Junge zu sein, um ihre Kleidung freier wählen zu können und ein Fahrrad zu fahren. Shohreh Bayat konnte nicht mehr in den Iran zurückkehren, weil ihr lockerer Hijab bei der Schwachmeltierschaft 2020 in regierungsnahen Medien für einen Eklat gesorgt hatte.

Fünfzehn Geschichten iranischstämmiger Frauen haben Natalie Amiri und Düzen Tekkal in „Die mutigen Frauen Irans“ zusammengetragen. Amiri ist

deutsche Journalistin, Moderatorin und Autorin mit iranischen Wurzeln, Tekkal ist deutsche Menschenrechtsaktivistin und Journalistin kurdisch-jesidischer Abstammung. Sie haben ihre Protagonistinnen nach Jina Mahsa Aminis Tod zu ihren alltäglichen Erfahrungen als Frauen in Iran, zu den Protesten gegen

Morgen im Bücher-Podcast



faz.net/buecher-podcast

„Was hat ihn geprägt – und was davon durch ihn auch mich?“ Paul Brodowsky spricht über seinen neuen Roman „Väter“.

das Regime und zu ihren Hoffnungen befragt. Ein Beitrag von der Menschenrechtsaktivistin Narges Mohammadi wurde aus dem Ewin-Gefängnis geschmuggelt, wo sie während des Schreibens inhaftiert war. Die Texte führen eindrücklich vor Augen, wie alltäglich Gewalterfahrungen für Frauen in Iran sind und warum Aminis Tod eine solche starke Resonanz in der Bevölkerung verursacht hat: „Dieser Tod betrifft uns alle; es kann jede:n von uns treffen“, schreibt Ani.

Die Beiträge heben auch hervor, wie Korruption, Manipulation, Lüge und Gewalt „Wunden“ in der Gesellschaft hinterlassen und wie das Mullah-Regime die Beziehungen zwischen Menschen durch Misstrauen „vergiftet“. Mit den Aufständen nach Aminis Tod habe sich das geändert. „Wir waren alle gegeneinander. ... Doch mit Beginn der Revolution öffneten sich unsere Herzen, und das Vertrauen, die Liebe kamen zu uns zurück“, so Abdollahi. Die Iranerinnen und Iraner finden nicht trotz Unterdrückung und Gewalt den Mut, weiter auf die Straßen zu gehen, sondern gerade deswegen.

Die Frauen sind sich einig, dass die Proteste Teil eines langen Prozesses des Widerstands, einer Revolution gegen die religiöse Herrschaft der Mullahs sind. In der Vergangenheit habe die Bevölkerung es mit friedlichen Mitteln versucht und auf Reformen gehofft. Aber: „Diplomatie und Dialog versagen, wenn man es mit Menschen zu tun hat, die das Erhängen eines unschuldigen Kindes vor sich selbst ohne ein Anzeichen von Reue legitimieren können“, schreibt Jasmin Shakeri. Deshalb akzeptierten alle, die für einen gewaltlosen Widerstand eintreten, das andauernde Leid der Iranerinnen und Iraner, meint Nasrin Sotoudeh.

Inwiefern sich unterschiedliche Widerstandsformen unterschiedlich rechtfertigen lassen, bleibt ausgeklammert, aber abstrakte Abhandlungen

wären im Rahmen dieses Formats ohnehin überambitioniert. Das Ziel jedenfalls ist allen Autorinnen klar: Demokratie, Freiheit, Gleichberechtigung. Daran, dass das durch eine Revolution verwirklicht werden kann, obwohl die letzte Revolution in Iran das heutige Regime hervorgebracht hat, zweifelt keine von ihnen.

Die Beiträge beleuchten eine große Bandbreite von Perspektiven. So stammen die Texte von Aktivistinnen in Iran und Frauen im Exil. Sie stammen von bekannten Persönlichkeiten der iranischen Frauenbewegung wie der Nobelpreisträgerin Shirin Ebadi, Schauspielern und Sängerinnen wie Rita Jahanforuz und Nazanin Boniadi, der Grünenpolitikerin und Frankfurter Bürgermeisterin Nargess Eskandari-Grünberg, aber auch von Ani und Leily, die anonym bleiben wollen und sich wohl zum ersten Mal Protesten angeschlossen haben. Die Frauen stammen teils aus einem liberalen, aktivistischen Umfeld, Parastou Forouhars Eltern etwa wurden Opfer politischer Morde. Der Widerstand anderer begann bei den traditionellen Vorstellungen der eigenen Familien.

Immer wieder werden Risse in der iranischen Gesellschaft und in der Widerstandsbewegung aufgezeigt. So kommen mit Shila Behjat, Fariaba Balouch, Rita Jahanforuz und Ani die ethnischen oder religiösen Minderheiten der Baha'i, Belutschen, Juden und

Kurden zu Wort. Ani erklärt: „Ich habe eigentlich einen kurdischen Namen, habe dann aber als Studentin einen anderen gewählt, weil ich selbst von normalen Leuten beschimpft wurde.“ Deswegen sei es wichtig, dass Jina Mahsa Amini „Jina“ hieß. Dass sie sich auch „Mahsa“ nannte, sei Ausdruck einer rassistischen Gesellschaft.

Unklar lassen die Herausgeberinnen dagegen, wie stark sie in die Texte eingegriffen haben. Aus den Vorworten geht hervor, dass sie die Frauen für das Buch interviewt haben, die Beiträge sind jedoch als Fließtexte ohne Fragen und in Ich-Form verfasst. Es ist wohl das Fehlen der Interviewfragen, das an einigen Stellen zu holprigen Übergängen führt. Wichtiger als für den Stil wären die Fragestellungen aber, damit die Leser nachvollziehen können, was die Frauen erzählen, weil sie explizit danach gefragt wurden, und wo sie ihre eigenen Akzente setzen. In einem Buch, das ihre Geschichten erzählen soll, wäre das wichtig gewesen. SARA WAGENER



Natalie Amiri und Düzen Tekkal: „Die mutigen Frauen Irans“. Wir haben keine Angst! Elisabeth Sandmann Verlag, München 2023. 144 S., geb., 25,- €.